

Das Kind und die Rose

Autor(en): **Scherrer, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 48

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649215>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Wir bekommen viel dies Jahr“, sagte sie; der Stolz der Bäuerin klang aus ihrer Stimme. Sie kam ihm ganz fremd vor.

„Geh's dir gut auf dem Schwendihof?“ fragte er trocken.

„Ei, warum nicht? Es ist Zeug genug da. — Am Sonntag sind wir zur Tante nach Guldenbach gefahren“, plauderte sie weiter. „Und ich habe selber kutschiert.“

„Es ist schön jetzt zum Ausfahren; nicht zu heiß und keine Bremsen mehr“, sagte Daniel. Für sich dachte er: „Denkt sie denn gar nicht mehr daran? . . .“

Es gab eine Pause. Sie legte die Hand an die Hemmschraube und machte Miene, dieselbe loszutreiben.

„Du hast's goppel eilig“, meinte er.

Da kam ein leichtes Lächeln um ihre Mundwinkel. Sie ließ das Pferd ein paar Schritte weit gehen; dann hielt sie es wieder an und wandte sich auf dem Sige halbwegs nach ihm um. Sie sah sich hübsch an; er dachte: sie ist wie ein Mädchen, nicht wie eine Frau.

„Was hast du eigentlich im Sinn, bleibst du im Kalkacker?“ fragte sie wie nebenbei.

Er besann sich ein wenig. „Ich weiß es noch nicht. Manchmal denk ich ja, manchmal nein. — Besser wär's hat jedenfalls doch. . . . Oder was meinst du?“

„Es kommt halt auf dich an“, sagte sie schnippisch.

„Wärest du froh, wenn ich käme?“

„Das sag ich dir nicht. — Meinst du, ich halte an?“ Bei den letzten Worten lag etwas wie Born in ihrer Stimme.

Da verstand er sie.

Einen Augenblick dachte er daran, den Sack wegzuzwerfen und zu ihr an den Wagen zu treten. Ihre Hand lag lose auf der Sitzlehne — er hätte sie anfassen und streicheln mögen.

Er blickte sich scheu um. Da sah er den hellen Sonnentag auf den Feldern ausgebreitet liegen, und blitzartig kam die Erkenntnis wieder über ihn. Just wie damals im Pferdestall auf dem Schwendihofe. So werd' ich mich nachher immer umsehen müssen! Die Bäume und die Acker werden es mir ansehn. Denn es wird kein redlicher Blick mehr aus meinen Augen kommen.

„Sag nein, oder sag ja!“ drängte Alwine. Es war Alwine, nicht die Schwendibäuerin.

Er sah sie nicht an; er blickte in den Boden hinein. „Du — es wäre halt doch nicht das, was ich gemeint habe . . .“

Da ließ sie die Peitsche leicht auf des Pferdes Rücken niederfallen und fuhr scharf bergab. Er stieg wieder auf die Leiter und las Äpfel ab. —

Schluß folgt.

Das Kind und die Rose

Skizze aus dem Leben eines russischen Emigrantenkindes

Von Maria Scherrer.

Ich nannte sie ganz einfach Karina. Ihr richtiger Name war mir zu kompliziert. Wir lernten uns an einem Wohltätigkeitsbazar kennen. Sie war klein und zierlich gebaut, sprach Deutsch mit einem slawischen Akzent. — Ihr Gesicht war nicht schön; aber interessant und die großen dunklen Augen hatten einen überaus rührenden, kindlichen Ausdruck. Ihr Alter war schwer zu bestimmen. Vielleicht war sie sechzehn, vielleicht achtzehn, ich mochte nicht darnach fragen. —

Wir standen uns am Schminktisch gegenüber, denn wir hatten beide mitzuspielen in der kleinen „Komödie“, die das Publikum im Saale draußen unterhalten sollte. —

Sie schaute mich von oben bis unten an und sagte: „Sie spielen hier auch etwas Theater, gnädige Frau?“ Ich nickte nur, denn ich hatte mir gerade eine kleine schwarze Tablette in den Mund gesteckt, um meiner Stimme helleren Klang zu geben. — Sie fuhr etwas ironisch, fast tadelnd fort: „Daß man den lieben Mitmenschen doch mit solch einer Veranstaltung das Geld aus der Tasche locken muß, um armen und notleidenden Leuten helfen zu können. Man könnte das doch einfach auch ohne das tun, dann brauchen wir uns nicht abzumühen, um ihnen zu gefallen!“ Ich wußte vorerst auf diese Bemerkung nicht die rechte Antwort, dann aber öffnete ich die kleine Dose, hielt sie ihr hin und sagte: „Da, nehmen Sie, es ist besser über solche Dinge nicht nachzudenken. Was wollen Sie, der Mensch ist nun einmal so, er will für sein bißchen Geld immer wieder etwas haben, umsonst! — nein, erwarten Sie das nicht — umsonst tut selten jemand etwas! — Wir allerdings, wir beide und die andern, wir dürfen umsonst Komödie spielen, darum will ich auch meinen Spaß dabei haben. Ich mache mich schön, so schön es nur möglich ist, wollen Sie mir dabei nicht helfen?“ Jetzt aber lachte Karina, sie lachte so laut und heftig, daß ich beinahe erschrak. „D, ja Sie sollen schön aussehen und ich mache aus mir einen Lausbuben, einen Lausbuben sage ich Ihnen.“ — Ich wurde neugierig, ich hatte also doch richtig vermutet, die kleine Russin war eine Künstlerin, und sie machte mich schön, wirklich schön, so schön, daß ich mich beinahe nicht mehr erkannt hätte! „Sind Sie zufrieden? Solche Puppengesichter liebt das Publikum, ich möchte nicht in ihrer Rolle stecken, ich liebe das nicht! Warten Sie jetzt bis der Lausbub fertig ist! Es kommt ja auf das

Können an in der Kunst nicht? Oder auf das Schönsein?“ Oho, dachte ich mir, jetzt wird die Sache aber interessant. Neugierig sah ich der Kleinen zu, wie sie sich für das Spiel zurecht machte. Die Wirkung war überraschend. — In wenigen Minuten stand ein Bauernjunge vor mir, ein freches Lausbuben-Gesicht. Dieses Verwandlungstalent ließ mehr erwarten. —

Sie lachte mich aus dem Bauernjüngengesicht verschmigt an, winkte mir mit der Hand — die Hand allerdings, die verriet die kleine Karina — und trat hinter die Kulissen, dort auf ihr Stichwort wartend. Ich werde diesen Auftritt nie vergessen. Sie hatte vorerst nichts zu sagen, nur ganz blöd hinzuhorchen. Beide Hände vergrub sie in den weiten Hosentaschen. Mit unnachahmlicher Gebärde brachte sie einen Apfel zum Vorschein, führte ihn zum Munde, grub die Zähne tief in das saftige Fleisch und spie den Bissen in weitem Bogen aus, so als ob ein Wurm sie geekelt hätte. Was trieb sie wohl zu dieser Geste, die so lebenswahr schien? War es das Leben überhaupt, das sie verdroß, oder widerte sie das aufgepußte Publikum an? Die Menschen, die draußen einen Hanswurst haben wollten? Heute war das Komödienspielen ihr Broterwerb, was mochte sie früher gewesen sein? Sie spielte so echt, daß man beinahe nicht klug aus der kleinen Person wurde. Unstreitig trug sie an diesem Abend den größten Erfolg davon und das Publikum ist also auf das schön zurechtgemachte Puppengesicht nicht hereingefallen! —

So etwas ähnliches habe ich ihr in der Garderobe gesagt, als Antwort darauf lächelte sie nur resigniert. Die Beine in den willkürlich gestülpten Bauernhosen längsgestreckt vor sich hergeschoben, die Arme schlaff am Oberkörper hängend, den Kopf von der roten Lausbuben-Berücke befreit, ganz vornübergeneigt saß sie da. Das Bildchen sah überaus trostlos und müde aus. Nur ganz wenig Leben war in dem schmalen Körper. Auf der einen rotbestrumpten Zehenspitze wippte sie den schweren Holzschuh leise auf und ab. Auf einmal gab sie sich einen Ruck, und der Holzschuh flog in weitem Bogen in die nächste Ecke.

Sie schien mich vergessen zu haben. Ich stand auf, legte meine Hand beruhigend auf ihre zuckende Schulter. „Verzeihen Sie, gnädige Frau“, ich habe mich vergessen. „Aber sagen Sie mir, wie soll das weitergehen, wenn ich nicht verhungern soll.“ — Nun hörte ich knapp und kurz eine Geschichte. — Wozu sie

weitererzählen? Sie weicht nicht stark ab von den Geschichten, die wir schon duzende Male hörten, wenn es sich um das Schicksal der Emigranten handelt. Es ist darin von Reichtum, Schlössern, Gärten, darin im Sommer viele Rosen stehen, von schönen Frauen, kostbaren Pferden und von Fabriken, Ländereien, unterdrücktem Volk, Armut und Revolution die Rede. Dem kleinen verwöhnten Menschenkind ist davon nichts geblieben als das nackte Leben. Um es zu erhalten und nicht vor Heimweh, Sehnsucht und Hunger zu Grunde zu gehen, spielte Karina Komödie. Wir wurden gute Freunde. So lange sie in unserer Stadt weilte waren wir oft zusammen. Ich brachte ihr Zigaretten und Blumen und sonst nahm sie nichts von mir an. Eine kaum erblühte „La France“-Rose konnte sie in helles Entzücken versetzen! Plötzlich verlangte sie nach der Großstadt. Dort blühe ihr vielleicht der Erfolg. Sie ging und versprach zu schreiben, wenn es ihr gut, oder ganz schlecht gehe. Wenn sie mich rufen lasse, dann möchte ich doch kommen, denn dann sei ihre letzte Stunde gekommen. —

So ließ ich die kleine Karina ziehen, weil ich sie nicht halten konnte. Lange Zeit habe ich nichts von ihr gehört, also ging es ihr weder gut noch ganz schlecht; aber nach vielen Monden erhielt ich auf einmal einen Brief von unbeholfener, fremder Hand geschrieben, ein Kind schien sie nichts von mir an. Eine Aufschrift auf den fleckigen Umschlag hingekritzelt hatte. — Auf einem ebenso schmierigen Zettel standen die paar hilflosen Zeilen geschrieben: „Fräulein Karina ist schwer erkrankt. Kommen Sie —.“ Dann folgte die Adresse in einem Vorort-Quartier in einer großen Industriestadt. — Ich wollte mein gegebenes Versprechen halten und reiste, sobald es meine Verhältnisse gestatteten, ab. —

Als ich die Bahnhofshalle verließ und mich im Großstadt-Berkehr etwas zurecht gefunden, sah ich an einer Straßenecke ein Blumenmädchen stehen. Sie bot Rosen an, doch die Leute hatten Eile oder kein Geld, keiner kaufte Blumen. Ich ließ mir eine wundervolle Rosenknospe geben, kaum erblüht, ich wußte, daß ich die stolze Karina mit einem Strauß verlegt hätte. Sie pflegte zu sagen: „Luxus ist Sünde in der heutigen Zeit!“ —

Nach langem Fahren und Suchen fand ich das angegebene Haus. Arme Karina —! Trostlos grau in grau die Straße. Keine Bäume vor den Häusern, keine Blumen vor den Fenstern. Ich zog eine Glocke, frug nach Karina und man gab mir den Bescheid, daß grad unterm Dach bei einer armen Familie ein Theaterfräulein wohne. Arme Karina!

Ich kletterte empor. Treppe um Treppe und stand endlich vor einer niedern Tür. — Ein Mädchen kam heraus. Ein schmächtiges Kind, mit großen Frageaugen. „Hast Du mir diesen Brief geschrieben?“ frug ich das Mädchen, und hielt ihr das Blatt Papier hin. Das Mädchen nickte nur. Mit ediger Gebärde schloß es die Türe. „Wir wollen leise reden, ich kann sie nicht hineinführen, die beiden Kleinen schlafen und es ist eine furchtbare Unordnung.“ — Dann kam sie zwei Schritte auf mich zu, ganz nahe und sagte mir beinahe vorwurfsvoll: „Sie kommen zu spät!“ Fast hart wandte sie sich ab von mir, als wollte sie die Tränen verbergen. Dann setzte sie sich auf den obersten Treppenabsatz und fuhr weiter mit ihrer scharfbigen Stimme: „Vorgestern haben sie sie geholt in das Krankenhaus und heute als ich sie besuchen wollte, war sie schon tot —“ Diese Nachricht hatte ich nicht erwartet, sie erschütterte mich. Ich strich ganz leise über den krausen Scheitel des Kindes: „Du hast sie wohl sehr geliebt, die kleine Karina?“ — „O, was werden wir machen ohne die liebe Karina, wenn sie Geld hatte mußten wir nie Hunger haben. — Sie teilte alles mit uns. Vater ist arbeitslos schon viele Monate. Mutter geht waschen und putzen und wenn sie heimkommt mit dem Taglohn nimmt der Vater das Geld und geht ins Wirtshaus und wir müssen frieren und Hunger leiden. — Wissen Sie wie das ist, wenn man immer Hunger hat?“ Ich wandte mich ab, weil ich mich vor dem armen Kinde schämte. Jenen Hunger, den das Mädchen meinte, kannte ich nicht, was hätte ich ihm antworten sollen? „Erzähle mir weiter, was du weißt von der armen Karina“, bat ich und das

Mädchen wurde zutraulicher, als es fühlte, daß ich ihre Freundin auch geliebt hatte. — „Sie kam im Winter zu uns, die frühere Wohnung sei ihr zu teuer gewesen und zu weit weg von der Stadt. Sie war schon damals krank. Kein Wunder, man kann schon krank werden, wenn man immer Hunger hat, keine guten Schuhe, um durch Nässe und Kälte zu gehen und wenn man heimkommt keine warme Stube. — Manchmal ging es ihr doch wieder gut. — Dann war Karina so lieb, so froh und so gut zu uns. — Vor ein paar Wochen begann sie zu husten. Jeden Mittag kommt die Sonne, wenn sie überhaupt am Himmel steht, auf eine kleine Weile über die Dächer dort durch dieses Fenster. Dann rief mich Karina und wir saßen dann beide hier auf dem obersten Treppenabsatz. Sie zeigte mir die vielen, vielen Stäubchen, die in der Sonne tanzten: ‚Sieh, Kleine, nun baut uns die Sonne eine goldene Brücke hinaus aus diesem elenden Leben geradewegs in den Himmel hinein, komm wir wollen über die Brücke wandern, weit, weit weg von dieser grauen, düstern Stadt‘, und dann schaute sie eine Weile vor sich hin und begann Geschichten zu erzählen. Ganz wunderbare Geschichten von schönen Frauen, von Prinzen und großen Schlössern!“ Das Kind schwieg eine kleine Weile und horchte hinunter durch das Treppenhaus. Nichts rührte sich, alles war still. Da fuhr es ganz heimnisvoll fort: „Ich bin ganz gewiß, Karina war auch eine Prinzessin, sie hat es nur nicht haben wollen, weil sie keine goldenen Schuhe und keine seidnen Kleider mehr hatte. — Aber ich weiß es dennoch besser — sie war bestimmt eine Prinzessin. — Als es ihr ganz schlecht ging, brachte Mutter sie ins Krankenhaus, weil wir sie nicht hätten pflegen können. —

Jetzt ist Karina tot und erzählt mir keine Geschichten mehr und wir werden noch mehr Hunger haben, und Vater wird wieder mehr Branntwein trinken. Vor Karina hat er sich immer geschämt, wenn er betrunken nach Hause kam und sie ihn mit ihren schönen Augen so fest angeschaut hat und manchesmal hat er die Branntweinflasche ihr zu liebe wieder in den Schrank gestellt.“ — Ich tröstete das Kind so gut ich konnte, gab ihm die Rose, die ich Karina bringen wollte und ein Geldstück für die Mutter. Das Kind dankte und trocknete die Tränen von den bleichen Wangen: „Die Rose stelle ich ein und lege sie dann Karina auf das Grab und das Geld gebe ich heimlich der Mutter, wenn es Vater nicht sieht.“ —

Von unten kam ein Boltern die Treppe herauf. Das Mädchen nannte mir rasch den Namen und Adresse des Krankenhauses wo Karina gestorben und schob mich die Treppe hinunter: „Gehen Sie rasch, liebes Fräulein, er kommt.“ — Sie verschwand in der Tür und ich stand allein. Im Treppenhaus wand ich mich behende an einem rohen Gesellen vorbei und war froh, das düstere Haus verlassen zu können. Eine Weile wartete ich noch auf der Straße. Ein wüstes Schimpfen kam von oben herab durch ein offenes Fenster und in weitem Bogen flog etwas durch die Luft auf den staubigen Asphalt. Es war die Rosenblüte, die ich dem Kinde geschenkt und die es in die Branntweinflasche des Trinkers eingestellt hatte. Ich wollte rasch nach der Blüte greifen, da hielt mich etwas am Kleide fest. Es war das arme, verschüchterte Mädchen vom fünften Stockwerk. Tränen standen wiederum in den großen Kinderäugen und stockend kam es über die schmalen, blutleeren Rippen: „Er hat mir das Geldstück, das Sie mir gegeben aus der Hand gerissen, er müßte Branntwein haben und seine Flasche sei keine Blumenvase, arme Leute brauchen keine Blumen!“ — Ich wußte kaum wie ich die Kleine trösten sollte. „Geh Kind, kaufe in Gottes Namen Branntwein, sonst schlägt Dich der Vater noch. Deiner Mutter werde ich Morgen anders helfen und der toten Karina bringen wir dann einen ganzen Strauß Rosen.“ — Das Kind lächelte trotz allem Leid und ging mit der grünen Branntweinflasche in der Hand. — Wie ich die Blüte auf der Straße aufheben wollte, fuhr eben ein großer Lastwagen vorbei und gerade über sie hin rollten die Räder. — Arme Karina, so ging die Härte und die Not über Dich hin. Der Tod hat Dich erlöst von Verbannung, Hunger und Kälte — und jetzt erzählst Du keine Geschichten mehr —